

25.
Mai
2013

SHOWROOM Z+

–
Ruth
Schweikert

OBSERVATION X

Die Testperson ereifert sich: «Wenn jemand den Fettberg von Beuys fotografiert, und ich kenne das Werk nicht, dann sehe ich ja der Butter nicht an, ob das Kunst ist. Das ist reine Spekulation.» «Darauf hättest du dich einlassen können», stellt das Gegenüber im Auswertungsgespräch nüchtern fest und überträgt die Punkte ins Diagramm. «Diese Fragestellung hier gefällt mir nicht.» «Es gibt bei diesem Test kein richtig oder falsch.» «Ich will aber gewinnen!»

Der Mann, der sich über die Bewertung der Aufgabe: Ordnen Sie Bilder ein als «Kunst» und «Nichtkunst» so verärgert zeigte, ist (ausgerechnet) der Komponist Patrick Frank, der später im Showroom sein Projekt «The Law of quality» vorstellte; dazu weiter unten.

Via Test Einsichten in mein künstlerisches Potential erhalten? Aber sicher, behauptet Black Boxxx, und gibt sich einen betont wissenschaftlichen Anstrich; «Black Boxxx spürt zwei Dingen nach. Zum einem dem schwer fassbaren Phänomen des künstlerischen Potentials, zum anderen ganz konkreten, die (Kunst)Hochschule betreffenden Problemen wie «Verschulung», «Diplomzwang» und den sich daraus ergebenden Notwendigkeiten der «Bedürfnisabklärung» und des «Auswahlverfahrens.»

Dass «die Künstlichkeit des behaupteten Testverfahrens (...) bewusst sichtbar gemacht» werden soll, habe ich erst im Nachhinein gelesen; so richtig gemerkt habe ich es, mea maxima culpa, leider nicht (und daher den Test ähnlich ernst genommen wie Patrick Frank); wie sehr habe ich mich etwa bemüht, die zehn Musikeinspielungen den zehn Bildtafeln «richtig» zuzuordnen; wie sehr habe ich Zusammenhänge zwischen Bild und Musik herzustellen versucht – und hergestellt. Es gibt sie natürlich irgendwie, aber in keiner Weise als überprüfbare, bewertbare; die Testentwickler haben sich den Spass erlaubt, Bildtafeln und Musikstücke komplett willkürlich einander zuzuordnen und A1, B2, C3 etc. als richtige Lösungen zu präsentieren. Okay, ich sehe mich ertappt in meinem Bemühen, alles richtig zu machen, in meinem Wunsch, eine Künstlerin zu sein mit grossem künstlerischen Potential, das bitteschön auch von aussen wahrgenommen werden soll. Abgesehen davon, dass der Testlauf teilweise durchaus Spass machte: Einen «Mehrwert» für die Beteiligten könnte allenfalls das Auswertungsgespräch bringen, was nach meiner Erfahrung höchstens für die Testentwickler bzw. die Auswertenden selbst gilt, beobachten sie doch ihre Versuchskaninchen mit dem gönnerhaften Interesse des Ueberlegenen/Wissenden/Mächtigen; Protest und Widerstand mögen sie, das gefällt ihnen, und ganz besonders freuen sie sich über den Widerspruch, in den sich die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer verstricken, wenn sie zwar spätestens im Gespräch realisieren, dass das ganze ein (etwas gar aufwendiger) Joke, ein höherer Blödsinn oder eine mit dem Lockstoff «Appell an die Eitelkeit des (potentiellen) Künstlers» randvoll gefüllte Falle war, aber eben trotzdem «gewinnen» wollen, gut abschneiden möchten, sich im Testergebnis wieder erkennen wollen.

«BB ist mobil, flexibel und adaptierbar und kann für Festivals, Tagungen und Firmenanlässe gebucht werden.» – ob man die BB auch für die Eignungsabklärung von CEOs adaptieren könnte? «Sind Sie ein Menschenkenner, durchsetzungsfähig, stressresistent und erfolgsorientiert?» – statt Musikeinspielungen müssten Firmenlogos bestimmten Gesichtern zugeordnet, Werbung und Nichtwerbung als solche erkannt, Glaubenssätze erfolgreicher Firmenchefs

bewertet werden, u.a. mehr; auch für Künstlerinnen und Künstler wäre ein solcher Test wohl interessanter als Anstoss zur Selbsthinterfragung; ich bezweifle stark, dass dieser Test einlöst, was er etwas gar abstrakt und grossmaulig verspricht: «BB sucht einen Weg, die Idee/Kritik gleichzeitig zu zeigen und auf ihre Wirksamkeit hin zu testen. Idee, Botschaft und Wirkabsicht müssen in der performativen Umsetzung mit Wirkmechanismen der direkten Kommunikation abgeglichen werden. Geplantes, aber auch nicht (bewusst) Mitgedachtes wird durch das Einlösen der Vorgabe «Performativität» sichtbar gemacht und in Echtzeit überprüft.» -

Nun ja – es bleibt ein etwas schales Gefühl zurück, und ich spüle den unverdauten Worthülsensalat (und mein Bedauern darüber, dass ich vor lauter Testerei das telematische Konzert verpasst habe) mit dem spritzigen Birnen/Rosen-Blöterliwasser aus der Vegan Kitchen von Lauren Wildbolz hinunter; Lauren hat nicht nur das erste vegane Imbisslokal in Zürich aufgebaut (mittlerweile ist eine vegane Gelateria daraus geworden, die von anderen geführt wird und zum veganen Restaurant ausgebaut werden soll), sie hat in den letzten drei Jahren an der ZHdK studiert und erzählt, das Studium habe ihr «extrem geholfen, über Sachen nachzudenken»; sie habe dabei auch gemerkt, dass sie nicht als Künstlerin arbeiten, sondern die Menschen lieber mit ihrer veganen Küche in ihrem Konsumverhalten erreichen wolle; ihre vegane (Gratis)Küche ist denn auch ihr Bachelorabschlussprojekt ; gratis deshalb, weil die verwendeten Lebensmittel Spenden von Bioläden sind, kurz nach dem Verfalldatum, oder aus Abfallcontainern (der Grossverteiler) «gefischt» werden, alle noch brauchbar und essbar – Kochen und Essen als durchaus politisches Alltagsstatement, Kochen nicht als Sterne-Kochkunst, sondern als künstlerischer, kunstvoller Umgang mit Ressourcen – dass Lauren trotz ihrem Selbstverständnis als Nicht-Künstlerin gerne den Master in Transdisziplinarität anhängen würde, leuchtet mir ein; künstlerisches Denken, assoziatives, einschliessendes, spielerisches, vernetztes, aber auch innerer Notwendigkeit und Ueberzeugung entspringendes Denken und Handeln scheint mir in allen Lebensbereichen fruchtbar; wichtiger jedenfalls als das Potential/der Wille/die Fähigkeit, das eigene Tun unter dem Label «Kunst» zu verkaufen -

«Instant Favelas» im selben Raum, eine nomadische Stadt, die aus vorgefundenem Karton im urbanen Kontext aufgebaut wird, wirkt in der Florhofgasse etwas fehl am Platz, bzw. ist ihrer wichtigsten Komponente beraubt, dem Kontext, in dem sie normalerweise entsteht und belebt wird; die konkrete, zeitlich begrenzte Realisation und das Bespielen dieser alternativen Räume; die Teilhabe und -nahme der Nachbarschaft oder nicht: das hätte mich sehr interessiert; vielleicht wäre eine simple filmische Dokumentation bereits realisierter «Instant Favelas» (womöglich gab es eine solche und ich habe sie übersehen?) plus Gespräche mit deren Entwicklern/Erfindern über Erfahrungen und Visionen, über das konkrete Vorgehen (z.B. muss eine Bewilligung eingeholt werden?, oder setzt man sich darüber hinweg?) und Strategien für die Zukunft etc. ergiebiger gewesen; hier wirkt die Kartonstadt eher wie eine putzige Kulisse oder ein Indoor-Kinderspielplatz, aus dem plötzlich eine junge Frau tritt, sich archaisch wild die Faust auf die Brust schlägt (ich Tarzan, du Jane), quietscht, kreischt, gurr, miaut, Halbsätze von sich gibt – sie performt «Stripsody», ein Stück der amerikanischen Sängerin und Komponistin Cathy Barberian,

geschrieben 1966 als Sprechblasensequenz, den Comics nachempfunden – hier wird einmal mehr überdeutlich, wie unterschiedlich ein Werk je nach Kontext, in den es gestellt wird, funktioniert; man sehe sich einmal auf youtube eine Performance von Cathy Barberian selbst an; was verblüffend neu, selbstironisch und in der Bezugnahme auf die damals beliebten TV- und Comicserien hoch aktuell wirkt, ja als flottes Wagnis daherkommt, löst 47 Jahre später im Kontext einer Kunsthochschule ein anerkennendes Schulterzucken aus; das ist gut gemacht, zweifellos, für mich bleibt die Frage, warum dieses Stück, wie hätte es allenfalls aktualisiert werden können, wie könnte man/frau! die heutigen, noch viel stärker medial geprägten Role Models, Ausdrucks- und Verhaltensmuster stimmlich/gestisch/performativ umsetzen? Oder umgekehrt: wie kann man die zeitliche und kulturelle Distanz zur Vorlage allenfalls besser erfahrbar machen und damit auch die Kontingenz dessen, was in einer Gesellschaft zum Zeitpunkt X als Referenzgröße gilt -

Mit Comics geht es weiter, «How to Play Flash-o-lette? Comic als partizipatives Medium»; so die Masterarbeit von Nicole Henning. In Brasilien hat Nicole «Literatur an der Schnur» kennen gelernt, die, wie sie sagt, «Dichter aus unteren Gesellschaftsschichten» verfassen, zusammengeheftete Blätter, das Format gibt es seit ca. 1890; früher wurden die Heftchen auf dem Markt vertrieben, heute zeitgemäss am Kiosk. Solche Heftchen kann man mit dem «Comicprogramm» ganz leicht selber gestalten, ob zeichnerisch begabt oder nicht; ob sich allerdings alle an die Vorgabe halten, damit «gesellschaftspolitische Fragen» zu thematisieren? Genauso gut könnte man damit eine Wahlbroschüre der SVP gestalten. Nicole ist seit ca. zwanzig Jahren künstlerisch tätig, in verschiedenen Bereichen, dazu Kostüm- und Bühnenbild; in ihrer Arbeit denkt sie nach über die Verantwortung und Möglichkeiten des Einzelnen, sieht die Stadt als Bühne, auf der wir alle agieren und entwickelt daraus Projekte wie die «Realitätsambulanz», ein echtes Fahrzeug, das dazu «dient, die Durchführung von Aktionen zu unterstützen, oder einfach Präsenz zu markieren, und dadurch in aller Öffentlichkeit auf ein Problem aufmerksam zu machen.» Auch für Nicole war, ähnlich wie für Lauren, der Theorie-Input des Masterstudiums nach langen Jahren selbständiger Arbeit, ungemein wichtig, Zwischenhalt und Wegzehrung für Kommendes.

Patrick Frank hat ein ambitioniertes Projekt, das er mit einem Paper von Wolfgang Ulrich: Marktkunst, über eine zeitgenössische Entstehungsweise des Erhabenen; theoretisch unterfüttert; das weite Feld Quantität versus Qualität beschäftigt ihn, das zunehmende Verschwinden der schwierigen, aber oft auch fruchtbaren Qualitätsdiskussion (z.B. im Bereich der Kunstförderung) zugunsten der Quantifizierung (in der Kunstförderung z.B. die automatische Förderung wie Succès Cinéma); auch die Bologna-Reform sei nichts anderes als der Versuch, Ausbildungsqualitäten zu quantifizieren und damit vergleichbar zu machen; Frank sieht den Paradigmenwechsel nicht schwarzweiss, eher versucht er, darüber nachzudenken, was das bedeutet; sein Projekt beschreibt er wie folgt: «Ich habe versucht, ein möglichst beschissenes Stück zu komponieren», also ein Low-Quality-Objekt herzustellen, das als aufwendig gerahmte Partitur zum «Kunstwerk» (ein Unikat natürlich) geadelt und für die Käufer zum Renditeobjekt werden soll; das funktioniert nach einem simplen Prinzip: der Käufer muss das Objekt weiterverkaufen, sobald sich ein Interessent

findet, wobei der (von Anfang an festgelegte) Preis mit jedem Käufer steigt. Nutzniesser sind die ehemaligen Besitzer sowie der Komponist selbst und die MusikerInnen, die das Werk aufführen; sie alle sind am Gewinn beteiligt. Das Konzept scheint aufzugehen, bereits hat das einigermassen seltsame Objekt mehrfach den Besitzer und damit auch den Status gewechselt; von Provinzkunst zu Weltkunst lautet die Devise, und das geschieht einzig über die Wertsteigerung bis zur «Erhabenheit»; nur was nicht mehr in einem Verhältnis zum «realen» Wert steht, bekommt die Aura der Erhabenheit verliehen -

Der Schlusspunkt meines Nachmittags bildet «Stift und Papier III»; ein Konzert für zwei Filzstifte von Mauro Hertig; konzentrierte Stille herrscht im Raum, während die beiden Interpreten im Takt mit Filzstift auf Blätter an der Wand schreiben: «Hier herrscht der Komponist» (und viele Sätze mehr), ein wunderbar überraschendes, witziges und hoch musikalisches Treiben; nie zuvor war Filzstift auf Papier so sehr Musik in meinen Ohren; dass die Interpreten die untere Hälfte ihrer 54 A4-Blätter zu ihrer freien Verfügung haben, dass sie dort ihre eigene Botschaft, ihren Kommentar hinterlassen können, dass hier auf spielerische Weise Machtverhältnisse, der Freiraum zwischen Vorgabe und Interpretation ausgelotet wird, dass dieses Konzert die dabei vergehende Zeit physisch greifbar macht – wie viele Blätter sind schon beschrieben, wie viele noch leer? – sind lauter kleine Zugaben in diesem wahrhaft transdisziplinären Ereignis -

Showroom Z+

**Darstellungsformate
im Wandel**

**Florhof 6,
25. Mai 2013**